Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 91 (1982)
Heft: 1

Artikel: Grösstes Problem : die Sprache(n)
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974768

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

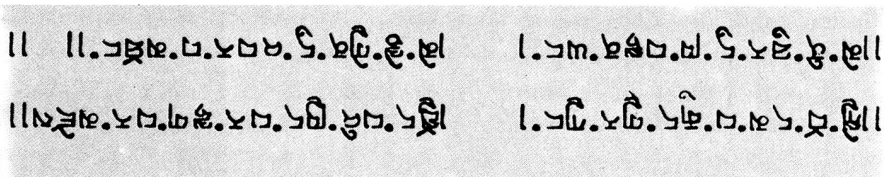
Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grösstes Problem: die Sprache(n)

Die Redaktorin besuchte letztes Jahr zusammen mit Herrn Khedup einen Tibeter, der zur ersten Gruppe gehörte, die in Waldstatt untergebracht wurde. Petor war damals etwa 20, ältestes von fünf Geschwistern, die, kurz nachdem die Familie endlich glücklich Nepal erreicht hatte, Waisen wurden und vom Rotkreuz-Delegierten für die Ausreise ausgewählt wurden. Er ist seit etwa zehn Jahren verheiratet und Vater von drei Kindern, arbeitet in einer Textilfabrik. Er spricht etwas Schweizerdeutsch.
Herr Khedup war 1963 mit der zweiten Gruppe eingereist. Er sprach damals schon etwas Englisch und hat inzwischen sehr gut Deutsch gelernt.
Wir wurden von Herrn Ghung in seiner Wohnung empfangen, die mit tibetischen Teppichen, Decken, Stoffbildern, Drucken geschmückt ist und wo auch – wie in fast allen Haushaltungen – der Altar mit einem Bild des Dalai Lama nicht fehlt.

Frage: Welches waren Ihre Erwartungen und ersten Erfahrungen?
Herr Ghung und **Herr Khedup** hatten keine klaren Vorstellungen von der Schweiz. Für beide gab es kein langes Besinnen, ob sie den Schritt ins Unbekannte wagen sollten oder nicht. Für uns gab es nichts anderes, sagte Herr Ghung, denn wir hätten nicht gewusst, wie wir sonst die Kleinen hätten durchbringen sollen, an denen wir Vater- und Mutterstelle vertraten. Der Delegierte zeigte uns Fotos von Bergen, und als wir ankamen, gefiel es mir. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, und die erste Zeit im Heim war sehr angenehm. Wir Burschen hatten viel Freizeit, die wir mit Spielen und Schwatzen verbrachten. Nach etwa drei Monaten gingen mein um zwei Jahre jüngerer Bruder und ich in die Fabrik, um zu verdienen.
Frage: Finden Sie, dass die Art der Betreuung richtig war?
Herr Ghung: Unsere Gruppe war wohl zu lange beieinander geblieben. Es ist besser, wenn die Leute bald hinausgehen und sich unter die Schweizer verteilen. Wenn man eine Gruppe macht, versteht man auch den Schweizer nicht. Wir waren zuerst ganz isoliert. Ich erinnere mich noch gut an einen Tag in Waldstatt, als wir, vier Junge, von einem unbekannten Automobilisten zum Mitfahren eingeladen wurden. Er führte uns in der Gegend herum, und wir kamen erst spät wieder nach Hause. Die Heimleiterin, die sich um uns grosse Sorgen gemacht hatte, verbot danach freie Ausgänge. **Herr Khedup** ist derselben Meinung. Seine Gruppe war vier Jahre im Heim, und er erlebte diese Zeit als nicht sehr glücklich, denn er stand zwischen den Parteien. In den ersten Gruppen waren Leute von sehr verschiedener Herkunft zusammengewürfelt, die sich manchmal nicht vertrugen, und die Frauen stritten wegen der gemeinsamen Hausarbeiten. Sobald jede Familie ihren eigenen Haushalt besorgte, ging es gut.
(Die «Isolierung» war angesichts des stürmischen Interesses, das die Medien und viele Private, nicht zuletzt auch gewissenlose Geschäftemacher, für die unerfahrenen exotischen Gäste bekundeten, nicht ganz unbegründet.)
Frage: Welches waren Ihre grössten Probleme bei der Eingliederung?
Herr Ghung: Die Sprache. Wir hatten keine Lehrerin wie die späteren Gruppen. Ich bereue heute, dass ich mir früher nicht mehr Mühe gegeben habe, aber es ist eben schwierig, weil man neben der Schriftsprache noch mehrere Dialekte lernen sollte. In Waldstatt sprach man so und hier wieder ganz anders. Am meisten lernte ich im Flughafenrestaurant, wo ich eine Zeitlang arbeitete. In der Fabrik sind viele Ausländer, die auch nicht gut Deutsch können. Meine kleinen Geschwister gingen zur Schule, sie haben keine Schwierigkeiten, sie konnten auch einen Beruf erlernen: Bauzeichner, Psychiatrieschwester, Fotograf. Auch meine Kinder werden diese Sprachprobleme nicht haben.
Ich und meine Frau arbeiten im gleichen Betrieb, aber in verschiedenen Schichten, damit immer eines bei den Kindern sein kann. So bleibt wenig Zeit zum Lernen, für Nebenbeschäftigungen oder Vereinsleben. Ich glaube, dass ich von den Schweizern akzeptiert würde, wenn ich einem Verein beitreten würde.
Herrn Khedup bereiteten vor allem die Gewöhnung an den Arbeitsrhythmus in der Fabrik und an die schweizerische Pünktlichkeit Mühe.
Frage: Können Sie Ihre Religion, den lamaistischen Buddhismus, unbehindert ausüben?
Herr Khedup: Für mich persönlich gibt es in der täglichen Andachtsübung keinen Unterschied zu früher. In den vielen Haushalten, die ich besuche, ist praktisch überall ein Altar vorhanden, das heisst, dass meine Landsleute ihre Gebete und Opfer darbringen können wie in Tibet. Die Kultgegenstände wie Butterlampen, Statuen, Thankas (Stoffbilder) können von Indien oder Nepal eingeführt werden. Niemand reklamiert, wenn wir unsere Gebetsfahnen zwischen den Häusern aufspannen. Natürlich können wir nicht alles genau wie in Tibet machen, aber im Prinzip empfinde ich keine Beschränkung unserer Glaubensausübung. ■



«Wenn gute Menschen arm werden, verschönert sich ihr Wesen. Wenn wir eine brennende Fackel nach unten halten, steigt die Flamme immer aufwärts.»